

Hamburger Nachrichten Nr. 44

Bei lewet noch.

Nämlich Dr. Heinrich Laufenberg, weiland Staatschef und Diktator von Hamburg. Also ein sehr bedeutender Mann von historischem Namen. Der sich's sogar leisten konnte, unter dem Schutze bewaffneter Matrosen in das hamburgische Landesparlament (die letzte Bürgerschaft Hamburgs) einzudringen, um ihr politische Beratungen und Maßnahmen zu verbieten.

Lange genug hat man nichts von diesem Staatsmann gehört; er schien schon der Legende verfallen. Man munkelte von Riesenreichümern, die er auf geheimnisvolle Weise erworben habe, von überraschender Entschuldung seines Besitztums in Altrahstedt und von ganz neuen, sozusagen nationalen bolschewistischen Ideen, an deren Verwirklichung er unermüdlich arbeite.

Jetzt endlich läßt er wieder von sich hören. Er tritt mit einer Zeitschrift vor uns, die er genannt hat: „Der Volkswart. Parteilose Halbmonatschrift für klassenlosen Aufbau und revolutionäre Außenpolitik.“ Der Verlag, in dem das Blatt erscheint, hat sich auf den Namen „Hamburger Kulturverlag“ taufen lassen. Der Täufling heißt Laufenberg, der Gebatter Wolffheim.

Bemerkenswert an der ersten Oktober-Ausgabe des Blattes ist eine schlechthin kostbare Abrechnung mit den „sozialdemokratischen Bonzen“. Die kriegen's aber ordentlich. Die Besprechung des Göttinger Parteitags ist, wenn man sich auf national-bolschewistischen Standpunkt stellt, ganz reizend; die Kritik der „Einheitsfront von Sinnes bis Scheidemann“ unbezahlbar.

Einige Vorliebe scheint Laufenberg für Fichte zu haben; für unseren Redner an die deutsche Nation. Er zitiert gute Worte von ihm und hat auch einige sehr freundliche Notizen über unsere Fichte-Gesellschaft aufgenommen.

Nieblisch ist eine Anfrage an die Regierung, warum sie zwar die flüchtigen Rapp-Butschisten verfolge, dagegen den Genossen Winnig (unser früheres M. d. B., dann Oberpräsident von Ostpreußen) ganz in Ruhe lasse, obwohl sie ihn doch haben könne. „Genügt es, daß jemand jemals dem Bonzenklingel (der Regierung) einverleibt gewesen ist, um ihn für alle Zeiten immun zu machen?“ Winnig habe sogar schon an den Vorbereitungen zum Rapp-Butsch teilgenommen und den Herren Rapp und Rüttwiz das Gelingen ihres Streiches erst wahrscheinlich gemacht. Sehr sinnig, die Geschichte mit Winnig.

Es folgt ein Aufsatz über die Kopparbeiter in der Revolution. Wir verstehen, daß es ihm nötig erscheint, darüber einiges zu sagen. Denn er muß den auch von ihm zum Kampf aufgerufenen „Proletariern“, die die Herrschaft antreten sollen, erst mal begreiflich machen, daß sie die Kopparbeiter, die Gehirnatleten, auch als Kameraden anzuerkennen haben. Sonst fällt nämlich der Doktor Laufenberg, als ein Mensch von Wissen und Bildung, aus dem Rahmen heraus; und zur Herrschaft berufen ist, wer dicke Häute hat und plattdeutsch spricht. Unter Proletariern verstand man ja ursprünglich nur die, die dem Staate nur durch Zeugung von Nachkommenschaft nützlich sein konnten (daher der Name); dann gab man dem schönen Fremdwort den Sinn des Besitzlosen, im allgemeinen also des Lohnarbeiters. Aber es rutschten begrifflich doch gar zu viele Leute hinein, die an ihrer Besitzlosigkeit selbst schuld waren: Tagediebe, Taschendiebe, Faulpelze, Säufer Spieler — kurzum Zeitgenossen, in deren Händen die absolute Herrschaft nicht unbedenklich sein würde.

Wie es nämlich Kopparbeitern heute ergehen kann, wenn sie nicht „vom Bau“ sind, davon zeugt ein weiterer Aufsatz Laufenbergs „Aus der Regierungspraxis der Sozialdemokratischen Partei“. Hier veröffentlicht er einen Schriftwechsel zwischen ihm und dem Arbeitsamt (dessen Direktor ja ein sozialdemokratisches M. d. B. ist). Es geht daraus hervor, daß der beiden Kampfgenossen Dr. Laufenberg und Wolffheim der Mammon ausgegangen war, so daß sie beim Arbeitsamt um Beschäftigung (für ein Existenzminimum) nachsuchten. Wolffheim bekam darauf eine Stellung als Hilfschreiber bei der Feuerkasse; für den einstigen Staatschef Dr. Laufenberg aber hat das Arbeitsamt seit vier Monaten bisher nichts finden können. Nun macht sich das „Gamb. Echo“ darüber lustig, daß Laufenberg sich an dieselbe „Bonzenschaft“ mit einem persönlichen „Wittgesuch“ gewendet habe; und wir müssen Laufenberg zugeben, daß diese Kritik ein starkes Stück ist. Denn von etwelcher „Bitte“ haben wir in den Briefen Laufenbergs nichts finden können; er erhebt mit recht gehaltener Würde als „ehemaliger Staatschef des revolutionären Staates Hamburg“ Anspruch auf angemessene Beschäftigung.

Wie gesagt, die Art, wie Laufenberg jetzt aus der Versenkung hervortritt, ist gar nicht ohne. Jedenfalls bringt er in jedem einzelnen Satze mehr Gedanken als die ganze moskowitzische Kommuniferei in einem Jahrgang ihrer Volkszeitung. Was ihn vor allem vor dieser auszeichnet, ist die Entschlossenheit, mit der er gegen das feindliche Ausland Front macht. Daß er sogar die Deutsche Zeitung zitiert (und zwar einen ganz prächtigen, deutschen Satz aus dieser), das ist für einen so radikalen Mann schon allerhand.